



Ruhe jetzt!

Über den drohenden Abbruch des kulturpolitischen Gesprächs

Ein Essay von Kenneth Anders

Ein Satz fehlte, von Anfang an. Ein einziger Satz. Ich weiß, es haben nun viele etwas zu mäkeln, und es ist eine schwierige Lage. Ich wäre gern konstruktiver und ja, ich sollte dankbar für das beherzte Krisenmanagement sein, wie auch für unser vergleichsweise gutes Gesundheitssystem. Dazu habe ich allen Grund! Aber etwas wurmt mich.

Drei große Treiber waren in diesen Wochen am Werk, die Wissenschaft, die Medien und die Politik. Alle drei hatten das Wort und sie haben reichlich davon Gebrauch gemacht, sodass man irgendwann das Radio nicht mehr anschalten wollte, denn es dauerte zu lange, bis sich wieder verschiedene legitime Sichtweisen andeuteten und man etwas Stoff zum Mitdenken bekam. Aber, in welchem Stadium auch immer, der eine Satz hat gefehlt, ich habe auf ihn gewartet, von Anfang an. Und er blieb aus, bis heute.

Der Satz hätte heißen können: *Alle leisten einen Beitrag zum Gelingen unserer Gesellschaft und sollen dies auch weiter nach Möglichkeit tun. Oder: Manche werden im Augenblick vielleicht besonders dringend gebraucht, aber auch alle anderen werden gebraucht. Oder doch besser: Lassen sie uns einen Korridor finden, in dem das, was bisher gegolten hat, auch weiter gelten soll.* Das wäre vielleicht der beste Satz gewesen, denn er hätte die Fälle, in denen das Versprechen auf Arbeit und Teilhabe in der Zukunft schließlich doch nicht gehalten werden kann, nicht gelegnet und trotzdem Vertrauen gestiftet.

Und nun, da alles im freien Fall zu sein scheint, wäre es womöglich doch besser gewesen, sich noch einfacher auszudrücken: *Lassen sie uns im Gespräch bleiben.* Aber auch diesen Satz sprach niemand aus.

So bekam die vielleicht unvermeidliche Rede von den systemrelevanten Berufen einen beunruhigenden Klang, der unmittelbar die Wirklichkeit formte. Die pandemische Mobilmachung rechtfertigte nicht nur viele Einschnitte in die bürgerlichen Rechte, sie löste unversehens auch eine Flut von Terminabsagen aus, nicht nur von Konzerten, Versammlungen und Gottesdiensten, sondern auch von Gesprächen, die man ohne Mühe durch Telefonate hätte ersetzen können. Hunderte von Fenstern wurden in Windeseile geschlossen für eine Dauer, bei der sich die Absagenden bereits im März in ihrer zeitlichen Voraussicht zu übertreffen schienen, für April, Mai, Juni, dann sogar Juli, August und auf unbestimmt. Der Verzicht wurde zur Tugendhandlung, nicht selten in staatstragendem Ton

verkündet. Wer nicht gleich einstimmt, empfindet sich als Egoist. Hinzu kamen zwei ganz und gar menschliche Eigenschaften: Angst und Bequemlichkeit.

Denn tatsächlich haben viele Menschen Angst um ihr Leben und können diese Angst aufgrund der allgemeinen Fokussierung der Epidemie nicht mehr zu anderen Gefahren des Lebens ins Verhältnis setzen. Und als einige Tage später die Bußgeldverordnungen den moralischen Appell, soziale Kontakte wo möglich zu vermeiden, schrittweise ersetzen, gesellte sich zur Angst vor Infektion noch jene vor Bestrafung.

Und auch die Bequemlichkeit ist eine ganz normale menschliche Eigenschaft. Es gibt ja nun allen Grund, sich erst einmal zurückzulehnen, die Hände zu heben und zu sagen: Wir können das alles gar nicht mehr durchführen! So einfach war es selten, sich lästiger Arbeit zu entledigen. So mancher hat seither Mühe, die Menschen in seinem Team zur Aufrechterhaltung ihrer Arbeitsverhältnisse zu bewegen.

Einige der neuen Regeln verwirrten. Sie schienen weniger darauf gerichtet, die Eindämmung der Epidemie zu bewirken, als vielmehr uns den Ausnahmezustand vor Augen zu führen, in welchem nichts mehr von dem gilt, was einst gegolten hat. Wenn in Berlin die Besucher eines Kinos schon wenige Stunden nach dem Erlass der neuen Verordnung aus der laufenden Vorstellung geholt wurden, dann ging es wohl vor allem um eines: zu zeigen, dass die Uhren nun anders gehen.

Das alles ließ sich vielleicht nicht verhindern. Aber ohne Kommunikation über die tägliche Praxis der Kultureinrichtungen wusste man als verantwortlicher Kulturmanager in so einer Lage nicht mehr, was man überhaupt noch tun und von den anderen erwarten konnte. Und wie ist es mit dem Gespräch über unsere Zukunft, über das nächste Jahr? Auch darüber konnten wir mit niemandem mehr sprechen. Es herrschte, wie gesagt, Ausnahmezustand.

Nun hatten die Soforthilfen für Kulturschaffende natürlich den Sinn, das gefährdete Vertrauen in das staatliche Handeln im Kulturbereich zu stärken. Das ist ganz klar zu sehen, und es ist auch angekommen. Aber Geld ersetzt nicht das Gespräch.

Bei großer Gefahr gelten besondere Regeln. Es muss schnell gehen. Man darf nicht zu viele Fragen stellen. Wer im Moment nicht helfen kann, soll wenigstens nicht stören, das sagt einem jeder, der Einsätze bei der Feuerwehr fahren muss. Wenn Eltern in einer brenzligen Situation für ihre Familie Entscheidungen treffen müssen, sagen sie ihren Kindern, sie sollen jetzt den Mund halten. Ich weiß nun, wie sich das für die Kinder anfühlt: Nicht schön, sogar demütigend. Man ist darauf angewiesen, dass die Erwachsenen irgendwann sagen: So, was war jetzt mit dir? Darauf kann man nur hoffen. Wer sich an seine Kindheit erinnert, wird auch wissen, dass diese Hoffnung allzu oft enttäuscht wurde. Und man kann sich auch ausrechnen, dass dann sehr viele Kinder, für die in den letzten Wochen keine Zeit war, wieder etwas zu sagen hätten.

Ganz davon abgesehen, dass man nicht gern wie ein Kind behandelt wird.

Dr. Kenneth Anders, Bad Freienwalde

Büro für Landschaftskommunikation und Programmleiter des Oderbruch Museums Altranft,
Mitglied des Kuratoriums des Instituts für Kulturpolitik